Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 16 (1940)
Heft: 15

Artikel: Ich vergesse nie! [Fortsetzung]
Autor: Christie, Agatha
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-757409

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ich vergesse nie!

ROMAN VON AGATHA CHRISTIE

Autorisierte Uebertragung aus dem Englischen von A. F. von Bringen

1. Fortsetzung

Copyright by Schweiz. Korrespondenzbüro E. Picard, Zürich, 1940

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Hercule Poirot, der belgische Meisterdetektiv, steht beim Einnachten am offenen Fenster eines Hotelzimmers und hört aus einem andern offenen Fenster eine Männerstimme sagen: «Du siehst doch ein, daß sie umgebracht werden muß, nicht?» Er weiß nicht, daß diese Worte der junge Amerikaner Raymond Boynton zu seiner Schwester Carola gesprochen hat, die beide zusammen mit ihren nächsten Verwandten, dem ältesten Bruder Lennox, dessen Frau Nadine und der jüngern Schwester Ginevra, genannt Jinny, über alle Maßen unter der jede Lebensfreude erstickenden Herrschsucht ihrer Stiefmutter leiden. Raymond glaubt sich von dem seelischen Druck nur durch ein gewaltsames Aus-dem-Wege-schaffen der «Diktatorin» befreien zu können. Im gleichen Hotel «Salomon» in Jerusalem sind auch die junge englische Medizinkandidatin Sylvia King und der französische Gelehrte und Nervenarzt Dr. Gerard abgestiegen. Sylvia fühlt sich zu dem jungen Raymond Boynton hingezogen und entschließt sich, nachdem sie merkwürdige Spannungen zwischen dem jungen Mann und dessen Mutter, einer schwerfälligen, wassersüchtigen Frau, wahrnehmen konnte, dem Jungen zu helfen. Dr. Gerards Interesse an der Familie Boynton nimmt ebenfalls zu, er beobachtet am ältesten Sohne Lennox Erscheinungen einer merkwürdigen Apathie, findet die jüngste Tochter Ginevra von seltsamer Zartheit, während die alte Frau Boynton ihm den Eindruck einer alten Tierbändigerin macht. Von der ganzen Boynton-Familie scheint ihm einzig die Frau des ältesten Sohnes, Nadine, der Zaubermacht der alten Frau entgangen zu sein. In der Hotelhalle taucht ein amerikanischer Freund der Familie Boynton, ein Herr Cope, auf, der erklärt, er möchte sich gerne die rosenrote Stadt Petra ansehen, doch sei der Weg dorthin etwas weit und für die alte Frau Boynton vermutlich zu beschwerlich. Vielleicht könnte sich die Familie trennen und nur ein Teil die Tour nach Petra unternehmen. Die alte Frau jedoch, die den Wunsch der Kinder nach diesem Abstecher in die Selbständigkeit genau spürt, erklärt, eine Trennung der Familie komme nicht in Frage.

Herr Cope sagte heiter: «Na, Sie sind wirklich eine liebevolle Familie!» Jedoch seine Heiterkeit klang ein wenig hohl und gezwungen.

«Wir halten zusammen», sagte Frau Boynton und begann ihren Wollknäuel aufzuwinden. «A propos, Raymond, wer war die junge Person, die vorhin mit dir sprach?»

Raymond fuhr nervös zusammen. Er wurde erst rot, dann bleich.

«Ich — ich weiß ihren Namen nicht. Sie — sie war neulich auch auf unserem Zug.»

Frau Boynton begann langsam mit dem Versuch, sich von dem Sessel zu erheben.

«Ich denke, wir wollen nicht viel mit ihr zu tun haben», sagte sie.

Nadine stand auf und half der alten Frau aus dem Sessel heraus. Sie tat es mit einer fachgemäßen Geschicklichkeit, die Gerards Aufmerksamkeit erregte.

«Schlafenszeit», sagte Frau Boynton. «Gute Nacht, Herr Cope.»

«Gute Nacht, Frau Boynton. Gute Nacht, Frau Lennox.»

Sie gingen — ein ganz kleiner Zug. Es schien keinem der jüngeren Mitglieder der Gesellschaft auch nur der Gedanke zu kommen, noch länger zu bleiben.

Herr Cope blieb zurück und schaute ihnen nach. Der Ausdruck seines Gesichtes war merkwürdig.

Wie Dr. Gerard aus Erfahrung wußte, sind die Amerikaner ihren Mitmenschen meist freundlich gesinnt. Sie haben nicht die mißtrauische Reserve des reisenden Briten. Einem Manne von Dr. Gerards Takt machte es keine Schwierigkeiten, mit Herrn Cope Bekanntschaft zu schließen. Der Amerikaner war einsam und wie die meisten seiner Landsleute zu Freundlichkeit geneigt. Dr. Gerards Visitenkarte trat wieder in Aktion.

Der Name darauf machte sichtlichen Eindruck auf Herrn Jefferson Cope.

«Ja, Dr. Gerard, Sie waren doch vor nicht sehr langer Zeit bei uns in den Staaten?»

«Vergangenen Herbst. Ich hielt in Harvard Vorträge.»

«Natürlich! Ihr Name, Dr. Gerard, ist einer der hervorragendsten in Ihrem Beruf. Sie sind so ziemlich an der Spitze Ihres Faches in Paris.»

«Oh, Sie sind viel zu liebenswürdig, mein Herr! Da muß ich protestieren.»

«Nein, nein, es ist mir wirklich eine große Ehre, Sie so kennen zu lernen. Tatsächlich sind einige hervorragende Leute augenblicklich in Jerusalem. Erstens Sie, und dann Lord Welldon und Sir Gabriel Sheldon, der Finanzmagnat. Dann der englische alte Archäolog Sir Manders Stone. Und Lady Westholme, die in der englischen Politik sehr hervortritt. Und schließlich der berühmte belgische Detektiv Hercule Poirot.»

«Hercule Poirot? Ist er auch hier?»

«Ich las seinen Namen in dem Lokalblatt als kürzlich angekommen. Mir scheint die ganze Welt mit Frau sind im Hotel Salomon. Ist auch ein mächtig feines Hotel. Und sehr geschmackvoll ausgestattet.»

Herr Jefferson Cope unterhielt sich sichtlich ausgezeichnet. Dr. Gerard konnte scharmant sein, wenn er wollte. Binnen kurzem begaben sich die beiden Herren in die Bar.

Nach ein paar Gläsern sagte Gerard:

«Sagen Sie mal, ist das eine typisch amerikanische Familie, mit der Sie eben sprachen?»

Jefferson Cope nippte nachdenklich an seinem Glas. Dann sagte er:

«Eigentlich nein. Ich möchte nicht behaupten, daß sie gerade typisch sind.»

«Nicht? Scheinen aber sehr aneinanderzuhängen.»

Herr Cope sagte langsam:

«Sie meinen, daß sich alles um die alte Frau zu drehen scheint? Das ist wohl richtig. Sie ist eine sehr merkwürdige alte Dame, wissen Sie.»

«Wirklich?»

Herr Cope bedurfte sehr geringer Aufmunterung, die kleine Gegenfrage genügte.

«Ich will Ihnen gleich gestehen, Dr. Gerard, daß mich der Gedanke an diese Familie in letzter Zeit recht bedrückt hat. Ich mußte sehr viel über sie nachdenken. Wenn ich es sagen darf — es würde mich sehr erleichtern, wenn ich mit Ihnen über die Sache sprechen dürfte. Wenn es Sie nicht langweilt, heißt das?»

Dr. Gerard protestierte. Herr Jefferson Cope fuhr langsam fort, während sein freundliches glattrasiertes Gesicht bekümmerte Falten aufwies.

«Ich muß Ihnen geradeheraus sagen, daß ich etwas besorgt bin. Wissen Sie, Frau Boynton ist eine alte Freundin von mir. Das heißt, nicht die alte Frau, sondern die junge, Frau Lennox Boynton.»

«Ach ja, die reizende, dunkelhaarige Dame.»

«Richtig. Das ist Nadine. Nadine Boynton, Dr. Gerard, hat einen wundervollen Charakter. Ich kannte sie, ehe sie verheiratet war. Sie bildete sich damals im Spital zur Pflegerin aus. Dann ging sie während der Ferien auf Besuch zu den Boyntons und heiratete Lennox.»

«Ja?»

Herr Jefferson Cope trank einen Schluck Whisky und fuhr dann fort:

«Ich möchte Ihnen gern ein wenig von der Familiengeschichte der Boyntons erzählen, Dr. Gerard.»

«Ja? Es würde mich sehr interessieren.»

«Also, wissen Sie, der verstorbene Elmer Boynton — er war ein wohlbekannter Mann und eine sehr sympathische Persönlichkeit — war zweimal verheiratet. Seine erste Frau starb, als Carola und Raymond noch ganz klein waren. Die zweite Frau Boynton, habe ich gehört, sei eine schöne Frau gewesen, als er sie heiratete, wenn auch nicht mehr ganz jung. Wenn man sie heute sieht, scheint es kaum glaublich, daß sie einmal schön war, aber ich hörte es aus verläßlicher Quelle. Jedenfalls hielt sie ihr Gatte sehr hoch und richtete sich in fast allem nach ihrem Urteil. Er war einige Jahre leidend, ehe er starb, und da herrschte sie über alles. Sie ist eine sehr tüchtige Frau mit viel Geschäftssinn. Auch eine sehr gewissenhafte Frau. Nach Elmers Tode widmete sie sich vollständig den Kindern. Sie hatte auch eine Tochter, Ginevra — ein hübsches, rothaariges Mädel, aber etwas zart. Nun, Frau Boynton, wie gesagt, widmete sich so sehr ihrer Familie, daß sie sie ganz von der Außenwelt abschloß. Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, Dr. Gerard, aber ich halte es für nicht sehr gesund.»

«Da stimme ich ganz mit Ihnen überein. Für die geistige Entwicklung ist es sehr schädlich.»

«Ja, das drückt meine Ansicht vollkommen aus. Frau Boynton behütete diese Kinder vor der Außenwelt und ließ sie nie irgend eine Verbindung mit ihr eingehen. Das Resultat ist, daß sie nervös und reizbar herangewachsen sind, sie können sich nie mit Fremden befreunden. Das ist schlecht.»

«Es ist sehr schlecht.»

«Ich zweifle nicht, daß Frau Boynton es gut gemeint hat. Es war eben übertriebene Zuneigung von ihrer Seite.»

«Sie leben alle zu Hause?» fragte der Doktor.

«Ja.»

«Arbeitet keiner der Söhne?»

«Nein. Elmer Boynton war ein reicher Mann. Er hinterließ sein ganzes Geld seiner Frau auf Lebenszeit — jedoch war es für den Familienunterhalt bestimmt.»

«Also sind sie finanziell von ihr abhängig?»

«So ist es. Und sie hat ihnen eingeredet, zu Hause zu bleiben und sich nicht eine Stelle zu suchen. Sie haben es freilich nicht nötig, es ist genug Geld da, aber Männern, finde ich, tut Arbeit gut. Und noch etwas — es hat keiner irgend eine Liebhaberei. Sie spielen nicht Golf. Sie gehören keinem Klub an. Sie gehen nicht tanzen oder auf sonstige Unterhaltungen mit anderen jungen Leuten. Sie leben auf dem Land in einem Haus, groß wie eine Kaserne, meilenweit entfernt von anderen Leuten. Ich sage Ihnen, Dr. Gerard, es kommt mir alles ganz falsch vor.»

«Ich bin ganz Ihrer Ansicht», sagte Dr. Gerard.

«Nicht eines von ihnen hat den geringsten sozialen Sinn. Gemeinschaftsgeist — das ist es, was fehlt! Sie mögen ja eine sehr liebevolle Familie sein, aber sie kümmern sich nur um sich selbst.»

«War nie die Rede davon, daß einer oder der andere sich selbständig macht?»

«Nicht, daß ich wüßte. Sie sitzen nur so herum.»

«Geben Sie ihnen oder Frau Boynton die Schuld daran?»

Jefferson Cope rückte unruhig hin und her.

«Nun, in gewissem Sinn finde ich sie schon mehr oder weniger verantwortlich dafür, denn es war eine falsche Erziehung. Trotzdem, wenn ein junger Mensch reif wird, ist es an ihm, aus Eigenem über die Stränge zu schlagen. Kein Junge sollte auf die Dauer seiner Mutter am Schürzenbändel hängen. Er soll sich unabhängig machen.»

Dr. Gerard sagte nachdenklich:

«Das könnte eventuell unmöglich sein?»

«Wieso unmöglich?»

«Es gibt Methoden, Herr Cope, einen Baum am Wachsen zu verhindern.»

Cope starrte den Arzt an.

«Sie sind eine schöne, gesunde Familie, Dr. Gerard.»

«Der Geist kann ebenso unterdrückt werden und verkümmern wie der Leib.»

«Sie sind auch geistig frisch.»

Gerard seufzte.

Jefferson Cope fuhr fort:

«Nein, Dr. Gerard, glauben Sie mir, ein Mann hat die Lenkung seines Schicksals in der eigenen Hand. Ein Mann, der sich selbst achtet, geht seinen Weg und macht etwas aus seinem Leben. Er sitzt nicht nur herum und dreht Daumen. Keine Frau kann einen Mann achten, der das tut.»

(Fortsetzung Seite 380)

Gerard schaute ihn merkwürdig an. Dann sagte er:
«Sie beziehen das im besonderen auf Herrn Lennox Boynton, denke ich?»
«Nun ja, es war Lennox, den ich im Sinn hatte. Raymond ist ja fast noch ein Knabe. Aber Lennox ist bald dreißig. Es wäre Zeit, daß er zeigt, aus welchem Stoff er gemacht ist.»
«Es ist wohl ein schwieriges Leben für seine Frau?»
«Natürlich ist es ein schweres Leben für sie! Nadine ist eine prachtvolle Frau. Ich bewundere sie mehr, als ich sagen kann. Nie hat sie ein Wort der Klage fallen lassen. Aber glücklich ist sie nicht, Dr. Gerard. Sie ist so unglücklich, wie man nur sein kann.»
Gerard nickte.
«Ja, ich denke, das kann schon sein.»
«Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, Dr. Gerard, aber ich finde, daß das auch seine Grenzen hat, was eine Frau sich gefallen lassen muß! Wenn ich Nadine wäre, würde ich Lennox direkt vor die Wahl stellen: entweder er rafft sich auf und zeigt, aus was er gemacht ist, oder — —»
«Oder — Sie meinen, sie sollte ihn verlassen?»
«Sie soll ihr eigenes Leben leben, Dr. Gerard. Wenn Lennox sie nicht zu würdigen versteht, wie sie gewürdigt werden sollte — nun, so gibt es andere Männer, die das täten.»
«Zum Beispiel — Sie?»
Der Amerikaner wurde rot. Dann sah er dem andern mit einfacher Würde gerade ins Gesicht.
«So ist es», sagte er. «Ich schäme mich meines Gefühls für die Dame nicht. Ich achte sie und habe eine tiefe Neigung zu ihr. Ich will nichts als ihr Glück. Wäre sie mit Lennox glücklich, würde ich zurückstehen und einfach verschwinden.»
«Aber, wie die Sachen stehen?»
«Nun, da warte ich! Wenn sie mich braucht, ich bin da!»
«Sie sind tatsächlich der Ritter ohne Furcht und Tadel», murmelte Gerard.
«Wie, bitte?»
«Mein lieber Herr, Ritterlichkeit gibt es heutzutage nur mehr bei den Amerikanern! Sie sind zufrieden, Ihrer Dame, ohne Hoffnung auf Belohnung, zu dienen! Das ist höchst bewundernswert. Was hoffen Sie eigentlich, für sie tun zu können?»
«Meine Idee ist, gleich bei der Hand zu sein, wenn sie mich braucht.»
«Und darf ich fragen, wie die Haltung der alten Frau Boynton Ihnen gegenüber ist?»
Jefferson Cope sagte langsam:
«Ich kenne mich nie recht aus mit der alten Dame. Wie ich Ihnen schon sagte, ist sie gegen jede Verbindung mit der Außenwelt. Aber mit mir ist sie anders, immer sehr gnädig und behandelt mich ganz wie zur Familie gehörig.»
«Sie billigt also tatsächlich Ihre Freundschaft mit Frau Lennox?»
«Ja, sicher.»
Dr. Gerard zuckte die Achseln.
«Ist das nicht ein wenig seltsam?»
Jefferson Cope sagte steif:
«Ich kann Sie versichern, Dr. Gerard, daß in dieser Freundschaft nichts Unehrenhaftes liegt. Sie ist rein platonisch.»
«Mein lieber Herr Cope, davon bin ich überzeugt. Ich wiederhole dennoch, daß es merkwürdig von Frau Boynton ist, diese Freundschaft zu begünstigen. Wissen Sie, Herr Cope, Frau Boynton interessiert mich — sie interessiert mich außerordentlich.»
«Sie ist sicher eine merkwürdige Frau. Sie hat einen starken Charakter — ist eine hervorragende Persönlichkeit. Wie gesagt, Elmer Boynton setzte das größte Vertrauen in ihr Urteil.»
«So sehr, daß er seine Kinder finanziell vollständig von ihren Gnaden abhängig hinterließ. Bei mir zu Lande, Herr Cope, gestattet das Gesetz so etwas nicht.»
Herr Cope erhob sich.
«In Amerika», sagte er, «glauben wir an absolute Freiheit.»
Dr. Gerard erhob sich gleichfalls. Die Bemerkung machte ihm keinen Eindruck. Er hatte sie schon von vielen Leuten verschiedener Nationalitäten gehört. Die Illusion, daß Freiheit das Vorrecht unseres eigenen Landes ist, ist weit verbreitet.
Dr. Gerard war klüger. Er wußte, daß man kein Land und kein Individuum als wirklich frei bezeichnen könne. Aber er wußte auch, daß es verschiedene Grade der Unfreiheit gab.
Er ging nachdenklich und interessiert zu Bett.

SECHSTES KAPITEL

Sylvia King stand im Vorhof des Tempels — des Haram-esh-Sherif, mit dem Rücken zum Felsendom. Das Geplätscher von Brunnen schlug an ihr Ohr. Kleine Gruppen von Touristen gingen vorbei, ohne den Frieden der orientalischen Atmosphäre zu stören.
Sie war in die Betrachtung der Moschee versunken, als abermals eine kleine Gesellschaft aus dem Inneren trat. Es waren die Boyntons, von einem wortreichen Dragoman geleitet. Frau Boynton wurde von Lennox und Raymond gestützt; hinter ihnen gingen Nadine und Herr Cope; zum Schluß kam Carola, die eben jetzt Sylvia erblickte.
Einen Augenblick zögerte sie, dann wandte sie sich plötzlich entschlossen und lief rasch und geräuschlos über den Hof.
«Entschuldigen Sie», sagte sie atemlos. «Ich muß — ich — ich fühle, daß ich mit Ihnen sprechen muß.»
«Ja», sagte Sylvia.
Carola zitterte heftig. Ihr Gesicht war schneeweiß.
«Es ist wegen — meines Bruders. Als Sie gestern abend mit ihm sprachen, müssen Sie ihn für sehr unhöflich gehalten haben. Aber er hat es nicht so gemeint — er — er konnte nichts dafür. Oh, bitte, glauben Sie mir doch!»
Sylvia empfand die ganze Szene als lächerlich, als beleidigend für ihren Stolz, sowie für ihren guten Geschmack. Warum stürzte dieses fremde Mädchen plötzlich herbei und brachte eine lächerliche Entschuldigung für ihren ungeschliffenen Bruder vor?
Eine abweisende Antwort schwebte auf ihren Lippen — und dann, plötzlich, wechselte ihre Laune.
Hier lag Außergewöhnliches vor. Dem Mädchen war es bitter ernst. Das Etwas in Sylvia, das sie in eine medizinische Laufbahn gedrängt hatte, kam dem Mädchen zu Hilfe. Ihr Instinkt sagte ihr, daß da etwas ganz und gar nicht in Ordnung sei.
Sie sagte aufmunternd:
«Erzählen Sie!»
«Er sprach im Zug mit Ihnen, nicht wahr?» begann Carola.
Sylvia nickte.
«Ja; das heißt, ich sprach ihn an.»
«Ja, natürlich. Es konnte ja nur auf diese Art sein! Aber wissen Sie, gestern abend fürchtete sich Ray — —» Sie hielt inne. «Er fürchtete sich?» Carolas weißes Gesicht wurde blutrot.
«Oh, ich weiß, es klingt unglaublich — ja verrückt. Wissen Sie, meine Mutter — sie — sie ist nicht wohl — und sie mag nicht, daß wir Bekanntschaften schließen. Aber — aber ich weiß, daß Ray sich gern — gern mit Ihnen anfreunden würde.»
Sylvia hörte mit Interesse zu. Doch ehe sie etwas sagen konnte, fuhr Carola fort:
«Ich — ich weiß, daß alles, was ich sage, recht albern klingt, jedoch wir sind — eine etwas seltsame Familie.» Sie blickte rasch umher — mit einem furchtsamen Ausdruck.
«Ich — ich darf nicht bleiben», murmelte sie. «Man könnte mich vermissen.»
Sylvia hatte sich entschlossen. Nun sagte sie:
«Warum sollten Sie nicht bleiben, wenn Sie es wünschen? Wir können miteinander zurückgehen.»
«O nein.» Carola trat zurück. «Das könnte ich nicht tun.»
«Warum nicht?» sagte Sylvia.
«Ich kann wirklich nicht. Meine Mutter wäre — wäre — —»
Sylvia sagte klar und ruhig:
«Ich weiß, es wird Eltern manchmal schrecklich schwer, sich klarzumachen, daß ihre Kinder erwachsen sind. Sie versuchen weiterhin, ihnen ihr Leben vorzuschreiben. Aber es wäre ein Jammer, nachzugeben, wissen Sie. Man muß seine Rechte behaupten.»
Carola murmelte:
«Sie begreifen nicht — Sie begreifen nicht im mindesten . . .»
Sie verschlang erregt die Hände ineinander.
Sylvia fuhr fort:
«Man gibt manchmal nach, weil man sich vor einem Krach fürchtet. Ein Krach ist sehr unangenehm, aber ich finde, Freiheit des Handelns ist immer wert, daß man darum kämpft.»
«Freiheit?» Carola starrte sie an. «Keines von uns ist je frei gewesen. Wir werden es auch nie sein.»
«Unsinn!» sagte Sylvia deutlich.
Carola beugte sich vor und berührte ihren Arm.
«Hören Sie mich an. Ich muß versuchen, es Ihnen begreiflich zu machen. Vor ihrer Heirat war meine Mutter — sie ist eigentlich meine Stiefmutter — Aufseherin in einem Gefängnis. Mein Vater war der Gouverneur, und er hat sie geheiratet. Nun, seitdem ist es immer so gewesen. Sie ist Aufseherin geblieben — unsere Aufseherin! Deshalb ist unser Leben — eine Gefangenschaft!»
Sie wandte rasch den Kopf.
«Man hat mich vermißt. Ich — ich muß gehen.»
Sylvia erwischte sie am Arm, als sie forteilen wollte.
«Einen Augenblick. Wir müssen uns wieder treffen und reden.»
«Ich kann nicht. Es wird mir nicht möglich sein.»
«Doch. Sie können es.» Sie sprach gebieterisch. «Kommen Sie in mein Zimmer, nachdem Sie sich zurückgezogen haben. Es ist Nr. 319. Vergessen Sie nicht, 319.»
Sie ließ sie los. Carola lief ihrer Familie nach.
Sylvia schaute ihr lange nach. Sie schrak aus ihren Gedanken empor, um Dr. Gerard an ihrer Seite zu finden.
«Guten Morgen, Fräulein King. Sie haben also mit Fräulein Carola Boynton gesprochen?»
«Ja, es war eine ganz außergewöhnliche Unterredung. Lassen Sie sich erzählen.»
Sie erzählte ihm den Inhalt der Unterredung.
Gerard griff sofort einen Punkt auf. «Also Gefangenhaus - Aufseherin war sie, das alte Nilpferd? Das ist wohl bedeutungsvoll.»
Sylvia sagte:
«Sie meinen, daß das der Grund ihrer Tyrannei ist? Die Gewohnheit des früheren Berufs?»
Gerard schüttelte den Kopf.
«Nein, das hieße die Sache von der falschen Seite anpacken. Es handelt sich um einen starken, verborgenen Zwang. Sie ist nicht eine Tyrannin, weil sie Aufseherin war. Sagen wir lieber, sie wurde Aufseherin, weil sie tyrannische Gelüste hatte. Meiner Theorie nach war es der geheime Wunsch nach Macht über andere menschliche Wesen, der sie diesem Beruf zuführte.»
Eine kleine Pause entstand. Dann sagte Sylvia:
«Sie halten die alte Frau Boynton für eine Art Sadistin?»
«Ich bin dessen beinahe sicher. Ich glaube, es macht ihr Freude, Schmerz zu bereiten — psychischen Schmerz, wohlgemerkt, nicht physischen. Das ist viel seltener und viel schwerer zu bekämpfen. Sie liebt es, andere zu beherrschen und sie leiden zu machen.»
«Das ist wohl scheußlich», sagte Sylvia.
Gerard erzählte ihr von seiner Unterredung mit Jefferson Cope.
«Er macht sich nicht klar, was sich da vorbereitet», sagte sie nachdenklich.
«Wie könnte er das? Er ist kein Psychologe.»
«Richtig. Er hat nicht unsere ekelhafte Denkungsweise!»
«Ja. Er hat eine gerade, sentimentale, normale amerikanische Denkungsart. Er glaubt mehr an das Gute, als an das Böse. Er sieht wohl, daß die Atmosphäre in der Familie Boynton eine ganz schlechte ist, jedoch er vermutet bei Frau Boynton nur irregeleitete Zuneigung, keine tätige Böswilligkeit.»
«Das muß sie amüsieren», sagte Sylvia.
«Das will ich gern glauben!»
Sylvia sagte ungeduldig:
«Aber warum brechen sie nicht aus? Sie könnten es doch.»
Gerard schüttelte den Kopf.
«Nein, da irren Sie. Sie können es nicht. Bedenken Sie, sie hat sie bearbeitet, seit sie Kinder waren, sie hat eine geistige Herrschaft über sie ausgeübt. Sie hat ihnen den festen Glauben suggeriert, daß sie ihr gehorchen müssen. Oh, ich weiß, die meisten Leute würden sagen, das sei Unsinn — aber Sie und ich wissen es besser.

Die Erde

Du bist die Erde. Anfang, Mitt' und Ende
Versinkt in dir; du bist der treue Grund,
Es klammern sich an dich die Kinderhände,
Wenn Worte mangeln noch dem schwachen Mund.

Du bist die Erde, gibst uns Frucht und Speise,
Wenn glaubend wir die stumme Saat gestreut.
In deiner Tiefe weckst den Keim du leise,
Bis er im Licht uns seine Gaben leiht.

Du bist die Erde, wenn in Stahlgewittern
Wir kampfentbrannt in deinem Schoße stehn,
Deckst du uns helfend unter Tod und Splittern,
Daß wir im Katarakt nicht gar vergehn.

Du bist die Erde. Ist der Lauf zu Ende,
So nimmst du freundlich unser Letztes hin.
Was irdisch war, legt sich in Mutterhände,
Und segnend lässest du die Seele ziehn.

Hans Kläui

Sie hat sie glauben machen, daß völlige Abhängigkeit von ihr unvermeidlich ist. Sie sind so lange im Gefängnis gewesen, daß, wenn dessen Tür offen stünde, sie es nicht einmal bemerken würden! Einer von ihnen wenigstens wünscht sich nicht einmal mehr, frei zu sein. Und sie hätten alle Angst vor der Freiheit.»

Sylvia stellte eine praktische Frage:

«Was wird geschehen, wenn sie stirbt?»

Gerard zuckte die Achseln.

«Das hängt davon ab, wie bald das geschieht. Geschähe es jetzt — nun, da denke ich, dürfte es noch nicht zu spät sein. Der Junge und das Mädel — sie sind noch jung — und eindrucksfähig. Sie würden, glaube ich, normale Menschen werden. Bei Lennox ist es möglicherweise schon zu weit gegangen. Er scheint mir wie ein Mann, der die Hoffnung aufgegeben hat — er lebt und duldet wie ein stummes Tier.»

Sylvia sagte ungeduldig:

«Seine Frau hätte etwas tun sollen! Sie hätte ihn herausreißen sollen.»

«Man weiß nicht. Vielleicht hat sie es versucht — ohne Erfolg.»

«Glauben Sie, sie ist auch unter dem Zauber?»

Gerard schüttelte den Kopf.

«Nein. Ich glaube nicht, daß die alte Frau Gewalt über sie hat, und aus diesem Grund haßt sie sie mit bitterem Haß. Beobachten Sie ihre Augen!»

Sylvia runzelte die Stirn.

«Ich werde nicht klug aus ihr — aus der Jungen, meine ich. Weiß sie, was vorgeht?»

«Ich meine, sie muß es ziemlich genau wissen.»

«Hm», sagte Sylvia. «Dieses alte Weib sollte ermordet werden! Arsenik in ihren Frühstückstee wäre mein Rezept.»

Dann fragte sie:

«Und wie ist es mit dem jüngsten Mädel — der Rothaarigen mit dem reizenden, leeren Lächeln?»

Gerard furchte die Stirn.

«Ich weiß nicht. Da steckt etwas Seltsames dahinter. Ginevra Boynton ist ihre leibliche Tochter.»

«Ja. Ich vermute, das macht einen Unterschied — oder nicht?»

Gerard sagte langsam:

«Ich glaube nicht, daß, wenn einmal die Sucht nach Macht (und die Lust an Grausamkeit) von einem Menschen Besitz ergriffen hat, er irgend jemanden schonen kann — nicht einmal seine Nächsten und Liebsten.»

Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er:

«Sind Sie eine Christin, Mademoiselle?»

Sylvia sagte langsam:

«Ich weiß es nicht. Ich dachte früher, daß ich gar nichts sei. Doch jetzt — bin ich nicht sicher. Ich fühle — oh, ich fühle, daß, wenn ich all das wegfegen könnte» — sie machte eine heftige Bewegung — «all die Gebäude und die Sekten und die grimmig streitenden Kirchen — daß — daß ich die stille Gestalt von Christus auf einer Eselin in Jerusalem einreiten sehen — und an ihn glauben könnte.»

Dr. Gerard sagte ernst:

«Ich glaube wenigstens an einen der Hauptsätze des christlichen Glaubens — Zufriedenheit auf niedrigem Platze. Ich bin Arzt und ich weiß, daß Ehrgeiz — die Sucht nach Erfolg — nach Macht — die meisten Uebel der menschlichen Seele verursacht. Wenn die Sucht befriedigt wird, führt sie zu Ueberheblichkeit, Gewalt und schließlicher Uebersättigung — und wenn sie unbefriedigt bleibt — ah! dann — alle Irrenanstalten der Welt sollen aufstehen und Zeugnis ablegen! Sie sind angefüllt mit menschlichen Wesen, die es nicht ertragen konnten, mittelmäßig, unbedeutend und einflußlos zu sein, und die deshalb die Flucht aus der Wirklichkeit ergriffen, um sich für immer vom Leben abzuschließen.»

Sylvia sagte plötzlich:

«Es ist schade, daß die alte Boynton nicht in einer Anstalt ist.»

Gerard schüttelte den Kopf.

«Nein — dort unter den Erfolglosen ist nicht ihr Platz. Bei ihr ist es schlimmer. Sie hatte Erfolg! Sie fand Erfüllung für ihre Träume.»

Sylvia erschauerte.

Sie rief leidenschaftlich:

«So etwas sollte nicht sein dürfen!»

SIEBENTES KAPITEL

Sylvia zweifelte stark, daß Carola Boynton ihre Verabredung für diese Nacht einhalten werde. Sie befürchtete eine starke Reaktion bei dem Mädchen nach dem halben Vertrauen, das sie ihr am Morgen geschenkt.

Nichtsdestoweniger traf sie ihre Vorbereitungen, schlüpfte in einen blauen Seidenschlafrock und stellte auf ihrem kleinen Spirituskocher Wasser auf.

Sie war eben im Begriff, die Hoffnung aufzugeben (es war ein Uhr vorüber) und zu Bett zu gehen, als es an ihre Türe pochte. Sie öffnete und trat rasch zurück, um Carola einzulassen.

Diese sagte atemlos:

«Ich fürchtete, Sie seien vielleicht schon zu Bett gegangen . . .»

Sylvia sprach mit Bedacht in sehr nüchterner Weise.

«Ach nein. Ich wartete auf Sie. Wollen Sie nicht eine Tasse Tee? Es ist echter Lapsang Souchong.»

Sie brachte ihr eine Tasse. Carola war nervös und unsicher gewesen. Nun nahm sie die Tasse und einen Zwieback und wurde sichtlich ruhiger.

«Das macht eigentlich Spaß, nicht?» sagte Sylvia lächelnd.

Carola sah ein wenig geschreckt drein.

«Ja», sagte sie zweifelnd. «Ja, ich glaube wohl.»

«So wie die Mitternacht-Feste, die wir in der Schule veranstalteten», fuhr Sylvia fort. «Ich vermute, Sie sind wohl nicht zur Schule gegangen?»

Carola schüttelte den Kopf.

«Nein, wir sind nie vom Hause fortgewesen. Wir hatten eine Gouvernante — verschiedene Gouvernanten. Sie blieben nie lange.»

«Sind Sie gar nie weggegangen?»

«Nein. Wir haben seit jeher in demselben Haus gelebt. Auf dieser Auslandsreise bin ich das erste Mal fort von dort.»

Sylvia sagte wie beiläufig:

«Es muß ein großes Erlebnis gewesen sein.»

«Ja, das war es. Es — es war fast wie ein Traum.»

«Was veranlaßte Ihre — Ihre Stiefmutter, ins Ausland zu fahren?»

Carola war bei Erwähnung der alten Frau zusammengezuckt. Sylvia sagte schnell:

«Wissen Sie, ich bin sozusagen Aerztin. Ich habe eben die Vorprüfung absolviert. Ihre Mutter — oder vielmehr Stiefmutter — interessiert mich sehr — als Fall, wissen Sie. Ich möchte behaupten, sie ist entschieden ein pathologischer Fall.»

Carola starrte sie an. Das war offenbar ein ganz unerwarteter Standpunkt für sie. Sylvia hatte absichtlich so gesprochen. Sie war sich klar, daß Frau Boynton vor ihrer Familie als eine Art mächtiges Idol aufragte, und sie wollte sie ihres größten Schreckens berauben.

«Ja», sagte sie. Es gibt eine Krankheit — eine Art Größenwahn — die manche Menschen anfällt. Sie werden sehr herrschsüchtig und bestehen darauf, daß alles genau so geschieht, wie sie es anordnen, und sind überhaupt höchst schwierig zu behandeln.»

Carola stellte ihre Tasse nieder.

«Ach», rief sie, «ich bin so froh, mit Ihnen sprechen zu können. Ich glaube wirklich, Ray und ich sind schon ganz sonderbar geworden. Wir haben uns über alles schrecklich aufgeregt.»

«Es ist immer gut, mit einem Außenstehenden zu reden», sagte Sylvia. «In der Familie nimmt man leicht alles zu schwer.»

(Fortsetzung Seite 383)

Dann fragte sie wie beiläufig:

«Wenn Sie sich unglücklich fühlen, haben Sie nie daran gedacht, von zu Hause fortzugehen?»

Carola sah sie erschrocken an.

«O nein! Wie könnten wir denn? Ich — ich meine, Mutter würde es nie erlauben.»

«Aber sie könnte Sie doch nicht hindern», sagte Sylvia sanft. «Sie sind doch volljährig.»

«Ich bin dreiundzwanzig.»

«Nun, also.»

«Dennoch, ich verstehe nicht, wie — ich meine, ich wüßte nicht, wohin ich gehen und was ich tun sollte.»

Ihr Ton war verwirrt.

«Wissen Sie», sagte sie, «wir haben kein Geld.»

«Haben Sie keine Freunde, zu denen Sie gehen könnten?»

«Freunde?» Carola schüttelte den Kopf. «O nein, wir kennen niemanden!»

«Hat keines von Ihnen je daran gedacht, von zu Hause fortzugehen?»

«Nein — ich glaube nicht. Oh — oh — wir könnten nicht.»

Sylvia sprach von etwas anderem, die Verwirrung des Mädchens war zu kläglich.

Sie sagte:

«Haben Sie Ihre Stiefmutter gern?»

Langsam schüttelte Carola den Kopf.

Sie flüsterte mit geängstigter Stimme:

«Ich hasse sie. Ray haßt sie auch . . . Wir wünschen oft, daß sie stürbe.»

Wieder wechselte Sylvia das Gesprächsthema.

«Erzählen Sie mir von Ihrem älteren Bruder.»

«Lennox? Ich weiß nicht, was mit Lennox los ist. Er spricht jetzt kaum je ein Wort. Er geht herum wie im Traum. Nadine macht sich schreckliche Sorgen um ihn.»

«Sie haben Ihre Schwägerin gern?»

«Ja, Nadine ist anders. Sie ist immer lieb. Aber sie ist sehr unglücklich.»

«Wegen Ihres Bruders?»

«Ja.»

«Sind sie schon lange verheiratet?»

«Vier Jahre.»

«Und sie haben immer zu Hause gelebt?»

«Ja.»

Sylvia fragte:

«Ist das Ihrer Schwägerin angenehm?»

«Nein.»

Eine Pause entstand. Dann sagte Carola:

«Vor ungefähr vier Jahren gab es einen schrecklichen Krach. Wie ich Ihnen schon sagte, verläßt keines von uns die Umgebung des Hauses. Das heißt, wir gehen in den Park, aber sonst nirgends hin. Nur Lennox tat es. Er ging bei Nacht fort, nach Fountain Springs, wo es eine Tanzerei gab. Mutter war furchtbar böse, als sie es entdeckte. Es war schrecklich. Bald danach lud sie Nadine ein, uns zu besuchen. Nadine war eine entfernte Verwandte von Vater. Sie war sehr arm und bildete sich als Spitalpflegerin aus. Sie kam zu uns und blieb ungefähr einen Monat. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie aufregend es war, jemand zu Besuch zu haben! Und sie und Lennox verliebten sich ineinander. Und Mutter sagte, sie sollten rasch heiraten und weiter bei uns leben.»

«Und war Nadine bereit, das zu tun?»

Carola zögerte.

«Ich glaube nicht, daß sie es sehr wünschte, doch schließlich machte es ihr nicht so viel aus. Dann später wollte sie fort — mit Lennox natürlich — —»

«Aber sie gingen nicht?» fragte Sylvia.

«Nein, Mutter wollte nichts davon hören.»

Carola hielt inne und fuhr dann fort:

«Ich glaube nicht, daß sie Nadine noch mag. Nadine ist — komisch. Man weiß nie, was sie sich denkt. Sie versucht, Jinny zu helfen, und das ist Mutter nicht recht.»

«Jinny ist Ihre jüngste Schwester?»

«Ja. Eigentlich heißt sie Ginevra.»

«Ist sie — auch unglücklich?»

Carola schüttelte zweifelnd den Kopf.

«Jinny ist die letzte Zeit sehr sonderbar gewesen. Ich verstehe sie nicht. Wissen Sie, sie war immer etwas zart — und — und Mutter macht so ein Getue mit ihr und — und das tut ihr nicht gut. Seit einiger Zeit ist sie wirklich sehr sonderbar. Sie — sie erschreckt mich manchmal. Sie — sie weiß nicht immer, was sie tut.»

«Behandelt sie ein Arzt?»

«Nein. Nadine wollte es, aber Mutter sagte nein — und Jinny wurde ganz hysterisch und schrie, sie wolle keinen Doktor. Aber ich bin besorgt um sie.»

Plötzlich erhob sich Carola.

«Ich darf Sie nicht länger aufhalten. Es ist sehr freundlich von Ihnen, mir zu erlauben, zu Ihnen zu kommen und mit Ihnen zu reden. Sie müssen uns für eine sehr merkwürdige Familie halten.»

«Ach, alle Leute sind mehr oder weniger merkwürdig», sagte Sylvia leichthin. «Kommen Sie wieder, ja? Und bringen Sie Ihren Bruder mit, wenn Sie wollen.»

«Darf ich wirklich?»

«Ja, wir werden uns insgeheim verschwören. Ich möchte Sie auch mit einem Freund bekannt machen, einem Dr. Gerard, einem furchtbar netten Franzosen.»

Die Farbe stieg in Carolas Wangen.

«Oh, wie lustig das klingt! Wenn Mutter es nur nicht entdeckt!»

Sylvia unterdrückte die Antwort, die ihr auf der Zunge lag und sagte statt dessen: «Warum sollte sie das? Gute Nacht. Sagen wir, morgen nacht um dieselbe Zeit?»

«O ja. Wissen Sie, in den nächsten Tagen gehen wir vielleicht fort.»

«Dann machen wir es bestimmt für morgen aus. Gute Nacht.»

«Gute Nacht — und ich danke Ihnen.»

(Fortsetzung Seite 386)

Neuerscheinung

Licht und Schatten in San Marto

Ein Tessiner Roman von Lisa Wenger

Mit 14 Federzeichnungen von Theo Glinz

Umfang 384 Seiten Ganzleinen Fr. 7.80

«Ein Tessiner Roman?» Ein Roman der unerschöpflichen Schweiz. Jawohl! Und mit so sprühendem Geist des Lebens geschrieben, daß wir uns nur immer wieder fragten, wie kann eine Frau im neunten Jahrzehnt ihres Lebens so jugendfrisch schreiben? Wir dürfen verehrend ein solches Naturtalent dankbar hinnehmen als ein Alterswunder. (Neue Zürcher Zeitung)

Dieses Buch ist durch jede Buchhandlung zu beziehen

MV

MORGARTEN-VERLAG A. G. ZÜRICH

Die neuen Stoffe aus Seide, Wolle, Baumwolle

und was die Mode sonst für dieses Frühjahr Neues bringt, finden Sie in bunter Fülle und reichhaltig im Spezialgeschäft Seiden-Grieder. Verlangen Sie unsere neuen Musterkollektionen Neue Schnitte: «Jardin des Modes» u. «Linda»

GRIEDER & CIE.

Paradeplatz / Zürich / Tel. 32750

Carola ging aus dem Zimmer und schlüpfte geräuschlos den Korridor entlang. Ihr Zimmer lag ein Stockwerk höher. Sie erreichte es, öffnete die Türe — und blieb erstarrt auf der Schwelle stehen.

Frau Boynton saß in einem roten wollenen Schlafrock auf einem Lehnsessel vor dem Kamin.

Ein kleiner Schrei entfuhr Carolas Lippen.

«Oh!»

Ein Paar schwarze Augen bohrten sich in die ihren.

«Wo warst du, Carola?»

«Ich — ich — —»

«Wo warst du?»

Es war die leise, heisere Stimme mit dem seltsam drohenden Unterton, die Carolas Herz vor besinnungslosem Schreck immer heftig pochen ließ. «Fräulein King besuchen — ein Fräulein Sylvia King.»

«Das Mädchen, das neulich abends mit Raymond gesprochen hat?»

«Ja, Mutter.»

«Hast du etwas abgemacht, sie wiederzusehen?»

Carolas Lippen bewegten sich lautlos. Sie nickte. Angst — in großen, erstickenden Wogen überfiel sie die Angst . . .

«Wann?»

«Morgen nacht.»

«Du wirst nicht gehen. Verstehst du?»

«Ja, Mutter.»

«Du versprichst es?»

«Ja — ja.»

Frau Boynton bemühte sich, aufzustehen. Mechanisch half ihr Carola. Frau Boynton ging langsam, sich auf ihren Stock stützend, durch das Zimmer. An der Tür blieb sie stehen und blickte auf das erschreckte Mädchen zurück. «Du wirst nichts mehr zu tun haben mit diesem Fräulein King. Verstanden?»

«Ja, Mutter.»

«Wiederhole.»

«Ich werde nichts mehr zu tun haben mit ihr.»

«Gut.»

Frau Boynton ging hinaus und schloß die Tür.

Carola bewegte sich mit steifen Schritten in ihrem Zimmer. Ihr war schlecht, sie empfand ihren ganzen Körper wie aus Holz und unwirklich. Sie fiel auf das Bett nieder und brach plötzlich in einen Tränenstrom aus. Es war, als habe sich ihr ein Ausblick geöffnet — ein Ausblick auf Sonnenschein und Blumen und Bäume . . . Nun umschlossen sie die schwarzen Mauern wieder . . .

(Fortsetzung folgt)

RITTER GEORG

Roman von
MARGA MARKWALDER
Kartoniert Fr. 3.80
Ganzleinen Fr. 5.80

Seit langem ertönt der Ruf nach dem schweizerischen Unterhaltungsroman, der uns von einer gewissen Sorte unerwünschter Importware unabhängig machen soll. Hier liegt ein solcher vor. Es ist ein Erstlingswerk. Die junge Verfasserin hat das Glück gehabt, schon mit der Wahl des Milieus einen Fund zu tun: denn dieses Milieu hat bis dahin in der schweizerischen Literatur wenig Beachtung gefunden; es ist das der Mittelschule, der Gymnasiasten und Gymnasiastinnen, der 17—19jährigen. Aber es handelt sich nicht um «Schatten in der Schule», es werden keine Anklagen erhoben, keine Verhältnisse an den Pranger gestellt, keine Reformen gefordert, keine anrüchigen Konflikte durchwühlt — Lebenslust und ungekränkte Freude an der Schönheit dieser Welt sind der Grundton dieses Romans.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen!

Morgarten-Verlag A. G.
Zürich

Sanatorium
Kilchberg b. Zch.

Individuelle Behandlung aller Formen von Nerven- und Gemütskrankheiten nach modernen Grundsätzen Entziehungskuren für Alkohol, Morphium, Kokain usw. Epilepsiebehandlung, Malariabehandlung bei Paralyse. Dauerschlafkuren. Führung psychopathischer, haltloser Persönlichkeiten. Angepaßte Arbeitstherapie.
Behandlung von organischen Nervenerkrankungen, rheumatischer Leiden, Stoffwechselstörungen, nervöser Asthmaleiden, Erschlaffungszustände etc. Diät- u. Entfettungskuren. Behandlung dieser Art Erkrankungen im eigenen

PHYSIKALISCHEN INSTITUT

(Hydro- und Elektrotherapie, medikamentöse Bäder und Packungen, Licht- und Dampfbäder, Höhensonne, Diathermie, Massage usw.) 3 Ärzte, 6 getrennte Häuser. Prächtige Lage am Zürichsee in unmittelbarer Nähe von Zürich. Großer Park und landwirtschaftliche Kolonie. Sport- und Ausflugsgelegenheit. Offenes Schwimmbad im Park. Prospekte bitte bei der Direktion verlangen. Telephon Zürich 914171, 914172.

ÄRZTLICHE LEITUNG:
Dr. Hans Huber
Dr. J. Furrer
BESITZER:
Dr. E. Huber-Frey